

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 11 (1907-1908)
Heft: 6

Artikel: Der Leopold inkognito
Autor: Stüber-Gunther, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mir haben S' früher ein' Tritt geben, wo ich Sie hab' retten wollen? Das is eine Gemeinheit!"

— „Wer hat Ihnen denn das Retten g'schafft? Hab' ich Sie gerufen? Wenn ich probieren will, wie lang ich tauchen kann, und es schon auf zwei Minuten bring, glauben S', da laß ich mich von jedem Bimf am Fuß packen und hinaufzieh'n? Wir reden noch über die Gemeinheit, kommen S' nur hinaus!"

— „Zu Hilfe!“ ächzte da die Stimme des Schwimmeisters noch einmal. Im Nu waren nun die beiden Gegner bei dem Untersinkenden, ergriffen ihn an den wild herumschlagenden Armen und lotften ihn bis zur Stiege, wo sie ihn in Sicherheit verankerten, während der Gerettete hier eine fatale Ähnlichkeit mit dem Wasserspeier eines Kirchendaches annahm.

— „Der Schwimmeister! Nein, wie war denn das möglich!“ hörte man von allen Seiten teilnehmend sagen.

— „Er muß den Krampf bekommen haben“, sagte einer der Retter, der Zweiminutentaucher.

Der Schwimmeister hob dankbar den Kopf, seinen Rettern die Hände hinstreckend.

— „Ja, 'n Krampf hab' i kriagt in recht'n Quatz, an damischen Krampf.“

Allgemeine Beileidskundgebungen. Auch die beiden Gegner versöhnten sich unter dem Eindrucke des gemeinsam vollbrachten Rettungswerkes.

— „Ja, so ein Krampf“, bestätigte der zweite gute Schwimmer, „is des Teufels; man wird hinunterzog'n und kann sich nicht wehr'n, als ob ein Hai-fisch anbissen hätt'. Na, wir hab'n 's ja jetzt g'seh'n, wie der Krampf sogar ein' Schwimmeister wie unsern Seebichler untertaucht hat. Es is ein tückisches Element, das Wasser! . . .“

Der Leopold inkognito.

Von Fritz Stüber-Gunther.

„Sie, Leopold!“

„Bitt' sehr, Herr von Panigl . . .“

„Was hab'n S' mir denn heut' wieder dahergebracht! Das Beefsteak . . .“

„Ist's nicht schön, Herr von Panigl?“

„Schön! Was heißt schön! Ganz englisch will ich's, hab' ich Ihnen doch ausdrücklich gesagt. Verstanden hab'n S' mich ja, weil ich deutsch red'. Und jetzt schau'n Sie sich den Brocken an gefälligst: Bäh wie Leder, trocken wie Stroh, nicht ein Tropfen Blut oder Saft drin. Das kann ich nicht essen, absolut nicht. So was verträgt mein Magen grad' so wenig wie meine Bäh'n'. Alsdann trag'n Sie's zurück. Ja, ja, da hilft Ihnen nichts, nehmen Sie's nur. Und bringen S' mir was anderes.“

„Bitt' recht sehr, Herr von Panigl.“

„Einen Schweinsbraten halt wieder in Gott'snam'. Aber etwas plötzlich, nicht erst nach drei Viertelstund' . . .“

Der Leopold, der Speisenträger vom „König von Bayern“, gehorcht und eilt mit dem angeschnittenen und abgelehnten Beefsteak nach der Küche. An der Tür hält ihn der Zahlkellner auf:

„Was hat's denn 'geb'n?“

Der Leopold erzählt mit möglichster Kürze den Sachverhalt.

„Weil' S' aber auch gar net aufpassen!“ rügt ihn der „Ober“.

Der Getadelte denkt sich was und setzt seinen Weg fort. Die Bratenköchin, der er die Beschwerde des Herrn von Panigl übermittelt, gerät in weinerliche Entrüstung:

„Alleweil hab' ich Anständ' mit Ihnen, Lepuld, meine Seel'. Mi scheint, Sie haben's es drauf ang'legt, daß ich meine vierzehn Täg' mach' und geh' ich. Hätten S' halt Maul aufg'macht, dann wär' ganz englisch word'n.“

Die Frau Wirtin, die in der Kassa sitzt, nimmt jetzt auch scharfe Stellung für ihre Köchin und gegen den Speisenträger.

Dieser weiß ganz bestimmt, daß er das Beefsteak vollkommen wunschgemäß bestellt hat. Einen Eid könnte er drauf leisten. Aber er weiß auch, daß in einem solchen Falle schwören gar nichts nützt. So läßt er sich stillschweigend den Schweinsbraten für den Herrn von Panigl und noch ein Duzend speisengefüllter Teller aufbürden und kehrt mit seiner Tracht in den Saal zurück. Dort begrüßt ihn empörtes Messer- und Gläsergefingel, ein Gewirr ungeduldiger Rufe:

„Leopold!“

„Le—o—pold!“

„Sie, Speisenträger, was ist's denn?“

„Speisenträger, da her!“

Der Vielbegehrte bemüht sich nach Kräften, all' die Hungrigen zu befriedigen. Aber er kann es beim besten Willen nicht anders einrichten, als daß dieser Gast zuerst, jener einen Augenblick später an die Reihe kommt. Zufällig ist „jener“ heute der gelbsüchtige General aus dem Kriegsministerium, der die Kellner wie seine untersten „Pfeisendeckel“ zu behandeln pflegt.

„Daß man Sie doch schon zu G'sicht kriegt!“ schnaubt er den Leopold sarkastisch an. „Wissn S', wie lang ich jetzt wart' auf den Fraß? Eine halbe Stund' . . . Eine geschlagene halbe Stund' . . . Das ist eine richtige Sauwirtschaft, verstehen Sie? — — — Jawohl, eine richtige Sauwirtschaft! Alle Tag' wird die Bedienung elendiger in der Butif! Aber ich bin die längste Zeit Stammgast g'wesen, das weiß ich!“

Der Restaurateur, der den Radau vernimmt, springt herbei:

„Entschuldigen vielmals, Ex'lenz . . . Es wird nicht mehr vorkommen.“

Und zum Leopold etwas gedämpfter, aber sehr energisch: „Sie müssen Ihnen ein bißl zusammennehmen, verstanden? Für was zahl' ich Ihnen denn den

Seidenlohn, wann S' net einmal beim stärksten Andrang die Füß rühr'n mögen?"

Der Leopold wird glührot bis unters Haar und schweigt. Schweigend bedient er die Gäste, einen nach dem andern. Nirgends hört er ein freundliches Wort, häufig genug aber heftigen Tadel.

„Das hätten S' mir halt sagen müssen, daß das Geselchte so schrecklich fett ist, dann hätt' ich mir was Frisches machen lassen, dafür geb' ich Ihnen ja ein Trinkgeld“, heißt es hier.

„Wann S' mich aufmerksam g'macht hätten“, räsoniert man dort, „daß der Jungfernbraten so lang dauert, so hätt' ich eben was Fertiges ang'schafft. Es ist ein rechtes Kreuz mit Ihnen.“

„Hör'n Sie, Leopold“, stöhnt ein dritter und ringt die Hände, „sechs Wochen bedienen S' mich jetzt schon und wissen noch immer net, daß ich keinen „dünnen Spiz“ net mag? Ich bin ja g'wiß bescheiden und geduldig, jedes Rindfleisch ess' ich, jedes — nur vom dünnen Spiz net! . . . Natürlich müssen S' es z'rücktrag'n, natürlich . . .“

Und der Leopold führt den Befehl aus und läßt sich vom Zahlkellner zurechtweisen und vom Wirt mit der Kündigung bedrohen und hört das wehleidige Lamento der Köchin nicht minder ruhig an als die stachligen Bemerkungen der Frau Wirtin und wird, wie er schwitzend und feuchend aus der Küche zurückkehrt, abermals von allen Seiten ob seines langen Ausbleibens, seiner Saumseligkeit mit Vorwürfen überschüttet.

Außerlich bleibt er gelassen und gehorsam und demütig. Tief in seinem Innern jedoch brodelnd und gärt es. Nach bestem Gewissen seine Pflicht tun und nicht die geringste Anerkennung, ja, das genaue Gegenteil dafür ernten, ist hart, macht auf die Dauer auch den Sanftmütigsten störrisch. Ist denn ein Kellner kein Mensch, denkt der Leopold, ist denn ein Kellner ein Hund? Darf man einem Kellner alles bieten? Kann ein Kellner nicht auch einmal eine Kleinigkeit übersehen oder vergessen? Nein, er soll unermüdlich und unfehlbar sein, soll Nerven wie Wäschestricke und Beine von Stahl haben. Und um die lumpigen paar Seller, die man ihm als Trinkgeld gibt, glaubt jeder verdorrte Griesgram, jede geschniegelte Rohnase das heilige Recht erworben zu haben, ihn zu quälen, zu hänseln, zu beschimpfen. Und er muß sich noch förmlich bedanken dafür. O, wenn er das im voraus gewußt hätte, der Leopold, nie im Leben hätte er diesen Beruf ergriffen. Und sein Sohn, wenn er einen bekommt, darf um keinen Preis ein Kellner werden.

So sinnt und brütet der Leopold, der Speisenträger vom „König von Bayern“, während er scheinbar unverdrossen mit Tellern und Schüsseln und Messern und Gabeln aus der Küche in den Speisesaal, aus dem Saal in die Küche eilt.

Am Anfang der Woche findet er sein Los noch am erträglichsten; bis so

eine Woche aber zu Ende geht, glaubt er verzweifeln zu müssen. Die Woche des Leopold beginnt mit dem Mittwochmorgen und schließt in der Dienstagnacht. Jeden Mittwoch nämlich hat der Leopold seinen freien Tag. Und heute ist wieder so ein Dienstag, der nun und nimmer „aus“ werden will.

Doch endlich kommt die Nacht, und endlich kommt auch der dienstfreie Tag. Den Vormittag verschläft der Leopold. Gleich nach dem Mittagessen aber wirft er sich in die schönste Gala. Der sorgfältig geschonte graue Herbstanzug, der großkarrierte Überzieher, der kühn verbogene Plüschhut, die elegante Krawatte mit der „beinahe echten“ Brillantnadel stehen dem jungen Manne recht gut zu Gesicht. Auch jene Klugen, die sich vermaßen, jedem Menschen seinen Stand von der Nase abzulesen, und die behaupten, daß dies Kunststück bei den Angestellten des ehrenwerten Schankgewerbes besonders leicht sei, hätten ihre Mühe, heute den Speisenträger vom „König von Bayern“ wiederzuerkennen. Es ist ein sicheres, vollständiges Infognito, in das sich der Leopold gehüllt hat, im Feiertagsgewand ist er einfach „ein anderer Mensch“.

Auf dem Südbahnhof erwartet ihn seine „Braut“, das Fräulein Milli, das sich als Angestellte eines Modistengeschäftes jeden zweiten Mittwochnachmittag ausbittet. Zweiter Klasse, sehr glücklich und zärtlich reisen sie mit einander nach Liefing.

In Liefing aber mietet der Leopold — von den Pfündnern des Versorgungshauses, die neben dem Bahnhof und dem Einspännerstandplatz den schönen, warmen Spätherbstnachmittag genießen, voll Ehrfurcht bewundert — ein offenes „G'sundheitswagerl“ und befiehlt dem Kutcher:

„Zum Roten Stadel!“

Beim „Roten Stadel“ ist heute ein sogenannter „stierer Tag“. Beschäftigungslos, gelangweilt lehnen die Kellner an den kahlen Bäumen des Restaurationsgartens und im Saal herum und stürzen, als der Wagen vorfährt, wie hungrige Raben auf die Ankömmlinge:

„Die Ehre, 'geb'nster Diener Küß' die Hand, gnä' Frau Angenehm, bitte?“

„Bier, Wein gefällig?“

„Tausche angenehm?“

Aber der Leopold, anstatt von so viel höflichem Entgegenkommen freudig berührt zu sein, erwidert langsam, verachtungsvoll und streng:

„Lassen S' einen doch gefälligst erst niedersehen, ja? Was heißt denn das? Was ist denn das für eine Manier?“

Beischämt weichen die Kellner zurück. Nach einer Pause verlangt der Leopold eine Speisekarte, studiert sie sorgfältig und bespricht sich leise mit seiner Braut, bestellt aber schließlich nur ein Glas Pilsnerbier und eine Portion Tee. Denes kommt sofort. Der Leopold hält es mißtrauisch gegen das Licht, kostet und klingelt heftig ans Glas.

Zwei Kellner laufen herbei.

„Was haben S' mir denn da für ein Bier gebracht?“ herrscht er sie an. „Der reine Hansel! Das rinnt ja schon weiß Gott wie lang. Warum sag'n S' einem denn das nicht?“

„Bitte recht sehr“, wird eingewendet, „um zwei Uhr erst frisch angeschlagen.“

„Ja freilich! So patschert können S' wen andern anlüg'n. Das Bier ist alt und schlecht. Tragen Sie 's sofort zurück. Und geben S' mir dafür ein Achtel Böslauer mit Gieß.“

Der Wein wird gebracht, der Tee noch nicht. Der Leopold verlangt sämtliche Zeitungen, illustrierte und nicht illustrierte, läßt sich alle vorhandenen Salzstangeln und Zuckerkipfeln reservieren und wäscht dem Pikkolo tüchtig den Kopf, weil es nicht mehr sind. Und plötzlich erhebt er ein Getöse.

„Wo bleibt denn der Tee? Was ist denn das für eine Schlampererei? Heut' will ich ihn noch, morgen brauch' ich ihn nicht mehr!“

„Sofort, bitte“, versichert der Speisenträger eifrig seinem unbekannten Kollegen, „sofort. Der Tee muß ja erst frisch gemacht werden.“

„So? Ich glaub' eher, Sie haben vergessen drauf, Sie g'scheiter Herr, Sie. Alsdann kurz und gut — wie lang' dauert die G'schicht noch?“

„Zwei Minuten höchstens.“

„Zwei Minuten wart' ich noch, nicht länger.“

Und wirklich legt der Leopold seinen goldenen Chronometer vor sich hin und verfolgt mit Spannung den Lauf des Sekundenzeigers. Und als dieser zweimal seine Runde vollendet hat, klopft er mit dem silberbeschlagenen Spazierstock kräftig auf die Tischplatte:

„Zahlkellner!“

„Bitte sehr . . .?“

„Rufen Sie mir den G'schäftsführer!“

„Den Herrn Geschäftsführer? Haben Sie eine Beschwerde, bitte?“

„Fragen S' nicht so viel. Woll'n S' mir den G'schäftsführer rufen oder soll ich mir ihn selber suchen?“

Der Geschäftsführer erscheint. Der Leopold sagt ihm ordentlich seine Meinung: Für ein reelles, nobles Gasthaus habe er den „Roten Stadel“ gehalten, aber hier sei ja die Bedienung erbärmlicher als im allerletzten Vorstadtbeisel. Seit einer halben Stunde — mindestens — habe er eine Portion Tee mit Obers bestellt und auf alle seine Urgegnen nichts als feste Antworten erhalten. Das sei einfach unverantwortlich, und er, der Leopold, werde nicht verfehlen, es allen seinen Bekannten mitzuteilen. Inzwischen hat der Speisenträger, atemlos vor Eile und Aufregung, das warme Getränk serviert. Doch der Leopold weist es hoheitsvoll zurück:

„Danke bestens. Jetzt brauch' ich nichts mehr . . . Zahlen . . . Komm' Milli, wir fahren zum Stelzer nach Rodaun . . .“

Da nützt kein Bitten, kein Entschuldigen. Schwer beleidigt rumpelt der Leopold davon. Aber kurze Zeit später muß er mit Staunen, Schmerz und Erbitterung feststellen, daß die Kellner beim „Stelzer“ — auch nichts taugen! Faulpelze sind sie, vergeßlich, ungeschickt und unaufmerksam, das hält er ihnen mit dünnen, knappen Worten vor. Alles atmet erleichtert auf, als der Leopold und die Milli endlich wieder Abschied nehmen.

„Sekkant sein ist schon recht“, sagt der Zahlkellner, ihnen nachblickend, „aber so sekkant . . .“

Der Leopold lehnt im Wagen und bläst den Rauch seiner Zigarette durch die kühlen Abendnebel gegen die herbstlichen Wälder hin.

„Was man sich mit diesem Kellnergesindel ärgern muß“, sagt er großartig zu seiner Braut, „das ist schon nimmer schön. Können gar nichts — sich Müß' geben keine — aber recht viel Trinkgeld einstecken, ja. Das ist das einzige, was so ein Mensch versteht. Hab' ich nicht recht?“

„Halt ja“, seufzt das Fräulein Milli ziemlich laut, damit es auch der Kutscher hört. „Aber das ist ja nicht nur beim Wirtsgeschäft so. Mit den Dienstleuten hat man heutzutage überall sein G'frett . . .“

Weh dir, Hannibal.

Nach lastet auf Apuliens Feldern schwer
Die Nacht, und schlafend liegt das Heer
Der Punier, nur der Wachen leiser Ruf
Mahnt, dass der Schrecken hier sich Lager schuf.

Fern flammen scheue Feuer durch die Nacht.
„Die Römer stehn und halten dort die Wacht,“
Denkt der Soldat, der auf dem Posten flucht
Und traumgebannt das Bild der Heimat sucht.

Im Feldherrnzelt vor halberloschener Glut,
Sitzt Hannibal, allein, und ausgeruht.
Und sinnt und sinnt, wie er die müde Hand
Dem Bruder reiche übers weite Land.

Behaltet, Punier, euer schönes Gold,
„Hamilkars Söhne nehmen Ruhm für Sold
Und zeigen euch, was Tapferkeit vermag.
Dir, Rom, naht Jammer mit dem jungen Tag.“

Da gelbt ein Schrei erschrecklich durch das Feld.
Der Feldherr tritt gewappnet aus dem Zelt
Und macht die Runde durch den stillen Plan
Und trifft den schreckensbleichen Posten an.

Was fehlt dir Freund? Woher die blasse Angst?
„Sonst bist du nicht so feige, dass du bangst!“
Der deutet stotternd nach dem fernen Schein:
„Eine Stimme kam von dort herein:

Sag deinem Feldherrn seines Bruders Gruss.
Und plötzlich flog dies Haupt mir vor den Fuss.“
Er hebt es hoch. „Uerzerzt von Codesqual,
Das ist dein Bruder, weh dir, Hannibal.“

Der Feldherr schaudert: „Posten, bleibe stehn.
Karthago weh, jetzt wirst du untergehn.“
Doch keine Träne auf die Erde fällt.

„Wachtauf, wachtauf! Wir sind von Rom umstellt.“

J. R. Meyer, Schloßrued.